



Zeitschrift für

# GERMANISTIK

Neue Folge 1 • 2000

Peter Lang

Europäischer Verlag der Wissenschaften

## Am Ende nicht vorbei. Erlösungs- und Ablösungsphantasien rund um die Literatur am Ende des 20. Jahrhunderts

*Ausgangspunkt.* Knapp zehn Jahre vor dem Ende des 20. Jahrhunderts wurde empfohlen, philosophische Theorien nur noch mit aufgedrucktem Verfallsdatum auf den Markt zu bringen – das erspare Enttäuschungen.<sup>1</sup> Der französische Medientheoretiker Jean Baudrillard hat wohl genau das im Sinn gehabt, als er 1990 einen Essay mit dem Titel *Das Jahr 2000 findet nicht statt* veröffentlichte.<sup>2</sup> Dankenswerterweise weiß der Verbraucher heute schon beim ersten Blick auf den Umschlag des Buches, daß die Zeit, zumindest die Zeitrechnung, diese Annahme widerlegt hat und daß der Text wahrscheinlich längst ungenießbar geworden ist.

Zum Zeitpunkt seiner Veröffentlichung aber scheint er frisch genug gewesen zu sein. Immerhin war Baudrillard nicht der einzige, der dafür plädierte, sich einer weitverbreiteten Endzeithysterie zu entziehen und das Ende der Beschwörungen des Endes einzuleiten.<sup>3</sup> „Die Essaymaschine unserer Kultur produziert Kaskaden des Abschieds und Katarakte der Verschlingung“, beschwerte sich zur gleichen Zeit der Philosoph Wolfgang Welsch. „Eine Ende-Empfehlung nach der anderen, und das seit Jahren und Jahrzehnten [...]. Derzeit schwillt das Gerede – jahrtausendbewußt – wieder an, bläht sich zu Sammelbänden, Sonderheften, Endzeitbibeln.“<sup>4</sup>

Das Ende des Endes – wohl keine Denkfigur hat so nachdrücklich die kulturelle Landschaft der 90er Jahre bestimmt wie diese. Ihr Erfolg ist, wie man bei Welsch unschwer heraushören kann, nicht zuletzt auf den schlichten Überdruß an Stillstandsdiagnosen und an apokalyptischen Visionen zurückzuführen, die in den 80er Jahren Hochkonjunktur hatten. In dieser Zeit schien die Weltuhr zwar auf fünf vor zwölf vorgerückt, aber dann kurz vor dem „Big Bang“ oder dem „Super-GAU“ – beides zentrale Angstworte des Jahrzehnts – stehen geblieben zu sein. Nicht nur meinte man, die Möglichkeiten der gesellschaftlichen Weiterentwicklung in Ost und West ausgereizt zu haben und einer Art kulturellen Wärmetod beizuwohnen, der mit einem aufs Hier-und-Jetzt ausgerichteten Lifestyle- und Konsumzynismus recht angenehm gestaltet wer-

Wir danken den Verlagen, daß sie für diesen Beitrag folgende Literatur zur Verfügung gestellt haben: Rainald Goetz: *Rave. Erzählung*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1998; Rainald Goetz: *Celebration*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1999; Günter Grass: *Mein Jahrhundert*, Steidl-Verlag, Göttingen 1999; Andrea Köhler, Rainer Moritz (Hrsg.): *Maulhelden und Königskinder. Zur Debatte über die deutschsprachige Gegenwartsliteratur*, Reclam Verlag, Leipzig 1998; Tim Staffell: *Terrordrom. Roman*, Ammann Verlag, Zürich 1998; Heiner Link (Hrsg.): *Trash Piloten. Texte für die 90er*, Reclam Verlag, Leipzig 1997; Matthias Politycki: *Weiberroman*, Luchterhand Verlag, Neuwied 1997.

- 1 Vgl. Norbert Bolz: *Philosophie nach ihrem Ende*, München 1992, S. 9.
- 2 Vgl. Jean Baudrillard: *Das Jahr 2000 findet nicht statt*, aus d. Franz. v. P. Geble, M. Karbe, Berlin 1990.
- 3 Vgl. Rudolf Maresch: *Im Übergang begriffen – ohne ‚Wohin‘? In: Zukunft oder Ende. Standpunkt, Analysen, Entwürfe*, hrsg. v. R. Maresch, München 1993, S. 9-20.
- 4 Wolfgang Welsch: *Ach, unsre Finaldiskurse... Wider die endlosen Reden vom Ende*. In: *Ebenda*, S. 23.

den sollte. Auch wurde das Sterben der Wälder, der Flüsse, der Meere und der Panda-bären, die Fortsetzung des Kalten Krieges durch die Stationierung neuer Atomwaffen, schließlich der Unfall im Atomkraftwerk von Tschernobyl als Zeugnis für den Eintritt der Menschheit ins Endstadium ihrer Selbstaufzehrung interpretiert.<sup>5</sup> Erst die geradezu schockhaft wirkenden, weil kaum vorhersehbaren Ereignisse des Jahres 1989 – der Fall der Mauer in Berlin, die Wiedervereinigung der beiden Teile Deutschlands, der Zusammenbruch der Parteidiktaturen in Osteuropa und die kurz darauf einsetzende Tauwetteratmosphäre zwischen den militärischen Blöcken in Ost und West –, erst all das hat die fein säuberlich ausgemalten Schreckensbilder von einer ideologisch und geschichtlich im Stillstand befangenen Menschheit, die sich und die Welt sukzessive zerstört, unzeitgemäß wirken lassen. Deshalb hatte das 20. Jahrhundert sein Ende und seine Wende schon hinter sich, noch bevor das letzte Jahrzehnt überhaupt anbrechen konnte. Und so schien der Vorschlag von Jean Baudrillard, die 90er Jahre im voraus zu streichen, nur folgerichtig: „Da das Ende dieses Jahrhunderts bereits da ist, mit all seinem nekro-kulturellen Pathos, seinen Klagen, seinen Gedenkfeiern, seinen nicht enden wollenden musealen Inszenierungen, wollen wir uns da wirklich noch einmal 10 Jahre in dieser Mühle langweilen?“<sup>6</sup>

Doch hatte der Medientheoretiker mehr im Sinn, als ein bißchen Abwechslung in die Millenniumsdiskussion zu bringen. Wenn Baudrillard vom Ende des Endes spricht, dann sieht er die Geschichte in einem Zeitalter angekommen, in dem die herkömmliche Vorstellung vom Anfang und vom Ende der Welt obsolet geworden ist.

Durch die Beschleunigung der Moderne, technologisch, prozessual und medial, wie sie sich darstellt, durch die Beschleunigung aller ökonomischen, politischen und sexuellen Formen des Tauschs – durch all das, was wir im Grunde als ‚Befreiung‘ bezeichnen, haben wir eine so hohe ‚Befreiungsgeschwindigkeit‘ erreicht, daß wir eines Tages der referentiellen Sphäre von Wirklichkeit und Geschichte entkommen sind.<sup>7</sup>

Das Jahr 2000 kann also gar nicht erreicht werden, weil die Geschichte die eine Linie, auf der sie hätte weiterlaufen müssen, um irgendwann an ihrem Zielpunkt anzukommen, längst verlassen hat. Aus der einen Linie sind nun viele Linien geworden, aus dem einen Anfang viele Anfänge, aus dem einen Ende eine solche Vielzahl von Enden, daß es sich von selbst verbietet von *dem* Ende noch länger zu reden.

Bei der Annäherung an das eigene Ende (oder einfach des Jahrhunderts, symbolischer Endpunkt eines Jahrtausends?) krümmt sich der Verlauf der Geschichte durch ihre Beschleunigung und zerfällt in vielfältige Wirbel und Strudel, die in Unordnung in die entgegengesetzte Rich-

5 Vgl. Gregory Fuller: Endzeitstimmung. Düstere Bilder in goldener Zeit, Köln 1994, S. 34: „Die schonungslose zeitgenössische Kunst bezieht ihren Stoff aus der zeitgenössischen Welt voller körperlichen und seelischen Elends. Die zeitgenössische Kunst wird auf bizarre Weise von einer Welt des Mordes und des Totschlags und des Krieges inspiriert; von einer Menschenwelt, die ihre natürliche

Mitwelt en passant vergiftet. Wer diese Kunst nicht beim Wort nimmt, besitzt ein gerüttelt Maß an Verdrängungskapazität. Man streife die von Günther Anders so bezeichnete ‚Apokalypseblindheit‘ ab, auf daß man sehend werde.“

6 Jean Baudrillard (wie Anm. 2), S. 47.

7 Ebenda, S. 8.

tung streben (Phaseninversion) oder sich auf die Tiefe des Wirbels zubewegen (zum Ursprung? – die Effekte versuchen, zu ihrer eigenen Ursache zurückzukehren).<sup>8</sup>

Zurückgegriffen wird hier auf das Vokabular einer Wissenschaft, die am Ende des Jahrhunderts angesichts einer „neuen Unübersichtlichkeit“<sup>9</sup> die entscheidenden Orientierungsformeln für fast alle gesellschaftlichen Bereiche vorgegeben hat: die Chaostheorie.<sup>10</sup> Erst mit ihrem Erfolg – der nicht zuletzt ein Erfolg der computergenerierten emblematischen Bilder vom Chaos war, die nicht nur auf Bildschirmen erschienen sind, sondern in Hochglanzbildbänden verkauft und in Ausstellungen rund um die Welt geschickt wurden – setzt sich die Überzeugung als Allgemeinplatz durch, daß die Zeit nicht eingleisig und nicht linear verläuft, daß der Raum nicht der euklidische Raum ist und nur in höheren Dimensionen bestimmt werden kann. Die Welt ist nicht die *eine* Welt, sondern aus vielen verschiedenen zusammengesetzt, die aber derart multi-kausal miteinander verknüpft sind, daß sie allesamt in einer unabsehbar komplexen Dynamik evolvieren, die nicht mehr im Bild einer gleichmäßig, linear schnarrenden und tickenden Uhr zu fassen ist, sondern nur noch im Bild der unberechenbaren, nicht-linearen, chaotischen Turbulenzen des Wasserfalls. In solchen Zeitflüssen und Raumkonstellationen kann natürlich ein Ereignis wie eine Jahrhundert- oder Jahrtausendwende kein Zentralereignis sein, sondern nur eins unter unzähligen anderen. Und noch wahrscheinlicher ist, daß es von der Masse anderer Ereignisse einfach verschluckt wird.

Nun will Baudrillard aber keineswegs die Thesen der Chaostheorie bestätigen, auch wenn er ihr Vokabular zur Beschreibung seiner Gegenwart verwendet. Vielmehr ist für ihn auch die Chaostheorie Ausdruck eines Zeitalters, das sich längst mit Hochgeschwindigkeit von der Geschichte und der Wirklichkeit entfernt hat. Anders gesagt: Daß die Räume als hyperdimensional und die Zeitläufe als nichtlinear begriffen werden müssen, ist keine ‚Tatsache‘, sondern ein durch den Einsatz moderner Technologien und Medien erzielter Effekt. Denn

vor allem die modernen Medien haben jedem Ereignis, jeder Erzählung und jedem Bild einen Simulationsraum mit grenzenloser Flugbahn eröffnet. Jedes Faktum erhält bei seiner Verbreitung durch Medien eine kinetische Energie, die es für immer seinem eigenen Raum entreißt und in einen Hyperraum vorantreibt. [...] Ab sofort, hier und jetzt, haben wir in unserer Gesellschaft mit Medien und Informatik, mit Schaltkreisen und Netzen bereits den Teilchen-Beschleuniger, der die referentielle Umlaufbahn der Dinge endgültig durchbrochen hat.<sup>11</sup>

Simulation, Hyperraum, Computer und vernetzte Medien – Baudrillard wiederholt in seinem Plädoyer für das Ende des Endes eben die Stichworte, deren Zusammenführung ihn in den 70er und 80er Jahren berühmt werden ließ und die ihn wohl zu einem der symptomatischsten und einflußreichsten Denker und Essayisten des ausgehenden Jahrhunderts gemacht hat. Bereits 1976 hatte er – durch eine Wiederaufbereitung und

8 Jean Baudrillard: Die Rückwendung der Geschichte. In: Zeit – Medien – Wahrnehmung, hrsg. v. M. Sandbothe, W.Ch. Zimmerli, Darmstadt 1994, S. 1.

9 Vgl. Jürgen Habermas: Die neue Unübersichtlichkeit, Frankfurt a.M. 1986.

10 Vgl. Rainer Paslack: „... da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein“. Die Karriere des Chaos zum Schlüsselbegriff. In: Das Chaos. Kursbuch Nr. 98, Berlin 1989, S. 121-139.

11 Jean Baudrillard (wie Anm. 2), S. 9.

Aktualisierung der längst bekannten Thesen des Medienphilosophen Marshall McLuhan, der zu Beginn der 60er Jahre die vollständige Umwandlung der Welt und der Bedingungen der Wahrnehmung von Welt durch die elektrischen Medien prophezeit hatte – auf das Verschwinden der Wirklichkeit durch ihre Zerlegung, Codierung, Vervielfältigung und Serialisierung im Computer hingewiesen.<sup>12</sup> Mit dieser Maschine entsteht, so meinte Baudrillard, der Hyperraum, in dem die Wirklichkeit verdoppelt und so weit derealisiert wird, daß die eigentliche Realität nurmehr als Verdoppelung, als Kopie der Kopie erscheint und damit als Realität verschwindet.

Man wird kaum darüber diskutieren müssen, ob es Baudrillard mit solchen Thesen gelungen ist, seine Gegenwart auch nur in Ansätzen angemessen bestimmen zu können. Wichtig ist, daß er die düstersten Ahnungen, die hellsten Hoffnungen und die pragmatischsten Prognosen am Ende des 20. Jahrhunderts melangeartig zusammengefaßt und durch ständige Wiederholung dem kulturellen Gedächtnis eingeschliffen hat. Zu Beginn der 90er Jahre jedenfalls waren seine Thesen Standards in den zum Teil hysterisch geführten Debatten, in denen die Zukunft der Wirklichkeit der Computerkultur, der Mediengesellschaft, des Global Village verhandelt wurde – Standards sowohl bei den Apologeten der Digitalisierung und der Vernetzung als auch bei denen, die meinten, vor beidem warnen zu müssen.<sup>13</sup>

Auf diese Weise bringt Baudrillard im Jahr 1990 mit seiner Behauptung, daß das Jahr 2000 nicht stattfinden werde, weil das Ende des Endes gekommen sei, einmal mehr die Stimmung der Zeit auf den Punkt. Er bedient mit seiner Prognose vom Ende die Apokalyptiker auf beiden Seiten, die den Untergang zur Jahrtausendwende, die Umwertung aller Werte durch die digitalen Technologien und die vernetzten Medien fürchten und feiern. Mit der Idee vom Ende *des Endes*, an dem die Geschichte in das Zeitalter der Geschichtslosigkeit eintritt, bestätigt er aber zugleich jene, die bereits in den 80er Jahren ihre Stillstandsdiagnosen gestellt und der Kultur den Wärmetod vorausgesagt haben. Wo aber das Ende kein Ende mehr hat, weil die Geschichte nicht mehr linear verläuft, da läßt Baudrillard auch der Überzeugung Platz, daß so viel Anfang noch nie war und noch niemals zuvor in der Geschichte so viele Spielräume für mögliche Entwicklungen genutzt werden konnten. Derart vieldeutig gibt sich Jean Baudrillard. Offensichtlich ebenso vieldeutig wie die Situation am Ende des 20. Jahrhunderts.

*Erlösungsversuche.* Die literarische Landschaft des letzten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts ist kaum ohne die vieldeutige Formel vom Ende des Endes zu kartographieren. Im folgenden soll der Versuch unternommen werden, eine solche Karte zu entwerfen, ohne allerdings die einzelnen Texte, die in dieser Zeit erschienen sind und die nur in Einzelfällen das Ende des Jahrhunderts ausdrücklich zum Thema machen, in den Blick zu nehmen.<sup>14</sup> Vielmehr soll es um die Erlösungs- und Ablösungsphantasien gehen, die

12 Vgl. Jean Baudrillard: *Der symbolische Tausch und der Tod*, aus d. Franz. v. G. Bergleth u.a. [Orig. 1976], München 1991, insbes. S. 90-130.

13 Vgl. Dirk Vaihinger: *Auszug aus der Wirklichkeit*, München 2000.

14 Das mag vor allem der Fall sein, weil sie die Jahr-

hundertwende literarisch überleben und auch noch danach gelesen werden wollen. Zwei – wie im weiteren Verlauf dieses Aufsatzes noch deutlicher wird – bezeichnende Ausnahmen sind Tim Staffel: *Terrordrom*, Zürich 1998; und Günter Grass: *Mein Jahrhundert*, Berlin 1999. Während Grass ein lite-

sich in dieser Zeit rund um die literarischen Texte etabliert haben und mit denen der Übergang von einem Zeitalter ins andere vorbereitet und bewältigt werden sollte. In einem ersten Schritt geht es um die – kurz vor Ende des Jahrhunderts wohl endgültig enttäuschte – Hoffnung, sich mit Hilfe neuester Medientechnologien von allem Ballast des vorangegangenen Jahrhunderts auch in der Literatur befreien zu können. Und in einem zweiten Schritt soll dann gezeigt werden, daß die Medientechnologien jenseits dieser uneingelösten Erlösungsversprechen eine solch enorme Tiefenwirkung im literarischen Feld entfaltet haben, daß erst unter Berufung auf sie generationenspezifische Ablösungstendenzen manifest werden konnten.

Beginnen wir mit den Erlösungsversuchen. Anfang der 90er Jahre waren es die Apokalyptiker, die mit der Formel vom Ende des Endes einigen Wirbel entfacht haben. Voller Verzweiflung wurden die Gutenberg-Elegien, die Gesänge vom Ende der Buchkultur angestimmt.<sup>15</sup> Und als ginge es darum, Baudrillards These von der Delinearisierung der Geschichte durch die technologische und mediale Beschleunigung der Moderne zur Interpretation neuester Schreib- und Erzählverfahren anzuwenden, erklärte Botho Strauß am Ende des „letzten Jahrhunderts des Menschen“: „Die Moderne geht keineswegs mit Parodie oder Postmoderne zu Ende, sondern sie verschwindet im Bruch mit der Poesie unseres Denkens insgesamt. Mit der Ablösung der Reflexion durch ein technisch-informatives Wissen, dem Wissen mit der geringsten geschichtlichen Ekstase und dem universellsten Anspruch.“<sup>16</sup> Vom Wissen wußte auch Peter Handke, daß es in der elektrifizierten, medialisierten, vernetzten Gesellschaft unaufhaltsam gegen Null tendiert: „Denn was weiß man, wo eine Beteiligung beinahe immer nur eine (Fern-)Sehbeteiligung ist? Was weiß man, wo man vor lauter Vernetzung und Online nur Wissensbesitz hat, ohne jenes tatsächliche Wissen, welches allein durch Lernen, Schauen und Lernen, entstehen kann? Was weiß der, der statt der Sache einzig deren Bild zu Gesicht bekommt, oder, wie in den Fernsehnachrichten, ein Kürzel von einem Bild, oder, wie in der Netzwelt, ein Kürzel von einem Kürzel?“<sup>17</sup>

rarisches Erinnerungsbuch schreiben wollte, in dem er das 20. Jahrhundert Jahr für Jahr bis zur Jahrtausendwende mit kleinen Geschichten durchschreitet, um ein großes, im Blick des großintellektuellen Zeitzeugen zusammengesetztes Gesamtbild zu entwerfen, konzentriert sich Staffel auf die Zeit vom 20.11.1999 bis zum 20.8.2000. In der dystopischen Welt, die Staffel entwirft, zählt Erinnerung nicht viel – weder die Erinnerung ans vergehende Jahrhundert noch die Erinnerung an den vergangenen Tag. Selbst der scheinbare Höhepunkt des Romans, die Sylvesternacht 1999-2000, fällt bei Staffel einfach aus. Sie vergeht, ohne besondere Vorkommnisse oder mit allen nur möglichen Vorkommnissen, wie jede andere Nacht auch. Hier passiert alles in einem einzigen, riesigen Simulakrum – um es mit einem Wort von Baudrillard zu sagen, dessen Texte man zur Interpretation von Terrordrom heranziehen

sollte. Bei Grass ist dagegen nichts wirklich simuliert. Die Erinnerung an das Jahrhundert soll das Vergangene noch einmal, wenn auch literarisch gebrochen, auferstehen lassen und lebendig machen. *Vergeßt nicht!*, lautet deshalb die Botschaft von Grass, während sich die Quintessenz von Staffels Roman in der Formel fassen läßt: *Irgendwie kann man hier alles vergessen!*

15 Vgl. Sven Birkerts: Die Gutenberg-Elegien. Lesen im elektronischen Zeitalter, aus d. Amerik. v. K. Neff [Orig. 1994], Frankfurt a.M. 1997.

16 Botho Strauß: Das letzte Jahrhundert des Menschen. Was aber kommen wird, ist Netzwerk – Bemerkungen zu Sein und Zeit. In: FAZ v. 2.1.1999.

17 Peter Handke: Eine winterliche Reise zu den Flüssen Donau, Save, Morawa und Drina oder Gerechtigkeit für Serbien [Orig. 1996], Frankfurt a.M. 1998, S. 56.

Aber auch die Apokalyptiker der anderen Seite konnten und wollten ihre Nähe zu Baudrillards Thesen nicht leugnen. Norbert Bolz übernahm zu Beginn der 90er Jahre nicht nur die Vorliebe für das Vokabular der Chaostheorie, mit dessen Hilfe er seinen Dreipunkteplan fürs nächste Jahrhundert formulierte – „wir müssen uns mit dem Chaos versöhnen; wir müssen uns vom humanistischen Menschenbild befreien; wir müssen die neuen Medien als Spielraum unserer Existenz begreifen“.<sup>18</sup> Auch erklärte er 1993 das „Ende der Gutenberg-Galaxis“ für erreicht, nahm „Abschied von Gutenbergs Welt der Schrift“ und rüstete sich zum „Aufbruch in die Welt der Hypermedien“.<sup>19</sup> Pate gestanden hatte auch bei Bolz Marshall McLuhan mit seinen zu diesem Zeitpunkt nunmehr dreißig Jahre alten Analysen der Grundgesetze des Buchzeitalters und der just anbrechenden Epoche der Computer. Hinzugefügt und eingemengt hatte Bolz aber noch die Schriften und Thesen des amerikanischen Technik-Utopikers Ted Nelson, der sich in den 60er Jahren ein System zur umfassenden Vernetzung von Dokumenten im Computer und zur weltweiten Computervernetzung ausgedacht hatte.<sup>20</sup> Den Texten, die in diesem System geschrieben, gespeichert und abgerufen werden, gab Nelson den Namen „Hypertext“. *Hyper* sind die Hypertexte, weil sie nicht mehr einer Linie und einer Richtung folgen, sondern sich verzweigen und zurückwenden können und auf diese Weise ein Netzwerk von Dokumenten und elektronischen Verknüpfungen bilden, das nicht nur die zwei Dimensionen des Papiers, sondern auch die drei Dimensionen des euklidischen Raumes hinter sich lassen soll. Hypertexte haben folglich keinen richtigen Anfang mehr und kein richtiges Ende – statt dessen viele Anfänge und viele Enden. Zudem sind sie, da sie nicht gedruckt, sondern auf den Festplatten von Computern gespeichert werden, potentiell an allen Anfängen und Enden erweiterbar. Man kann sie weiterschreiben oder mit anderen Dokumenten verknüpfen, so daß die Textgrenzen fortwährend überschritten werden.

Zweierlei hat Nelsons Konzept nicht nur berühmt gemacht, sondern geradezu prägend für die Epoche werden lassen. Zum einen war der Hypertext eine Textform, die mit ihrer flexiblen Netzanlage Anspruch darauf machen konnte, das abbilden, kontrollieren und manipulieren zu können, was die lineare Druckschrift offensichtlich niemals richtig in den Griff bekommen hat: eine Welt, die durch Strom-, Straßen- und Informationsnetze zusammengehalten wird; den menschlichen Denkprozeß, der nicht in Linien, sondern assoziativ abläuft; die menschlichen Interaktions- und Kommunikationsstrukturen; die Verweisstrukturen zwischen literarischen Texten. War, wie Norbert Bolz meinte, „das Informationsverarbeitungssystem Buch der Komplexität unserer sozialen Systeme offensichtlich nicht mehr gewachsen“<sup>21</sup>, so galt der Hypertext seit den 60er Jahren als ein Schreib-, Verknüpfungs- und Lesesystem, das sich ganz auf die Komplexität der Gegenwart und durch seine ungeheure Flexibilität sogar auf die Komplexität der Zukunft programmieren ließ.

18 Norbert Bolz: Das kontrollierte Chaos. Vom Humanismus zur Medienwirklichkeit, Düsseldorf, Wien 1994, S. 16. Vgl. ders.: Die Welt als Chaos und als Simulation, München 1992.

19 Norbert Bolz: Am Ende der Gutenberg-Galaxis. Die neuen Kommunikationsverhältnisse, München 1993.

20 Vgl. Theodor Holmes Nelson: Computer Libs/Dream Machines. 2nd edition, Redmond 1987; ders.: Literary Machines 93.1. The Report On, And Of, Project Xanadu [...], Sausalito CA 1993.

21 Norbert Bolz (wie Anm. 19), S. 203.

Richtig bekannt wurde das Hypertextkonzept aber erst, als es ab 1992 zur Grundlage eines besonderen Dienstes im Internet gemacht wurde und wegen seiner relativ simplen Grundstruktur zur eigentlichen Popularität des Internet entscheidend beigetragen hat. Über das World Wide Web (WWW) bekamen die Nutzer die Möglichkeit, mit dem sog. *hypertext transfer protocol* von jedem angeschlossenen Computer der Welt aus Texte in das Datennetz einzuknüpfen und auf diese Weise an einem gigantischen, gemeinschaftlich erstellten und deshalb sich ständig verändernden Hypertextnetz mitzuarbeiten. Oder sie konnten sich als Leser über die elektronischen Verknüpfungen von Textteil zu Textteil weiterleiten lassen in der Überzeugung, die Textabfolge nicht vorgeschrieben zu bekommen, sondern selbst – interaktiv – bestimmen zu können.

Es ist kaum zu überschätzen, wie sehr die Popularisierung des Internet in der Mitte der 90er Jahre die Welt verändert hat. Für die einen war klar, daß das Computernetz den Wolkenkratzer als Statussymbol des amerikanischen Unternehmertums abgelöst hat.<sup>22</sup> Für andere war das dynamische Netz sogar „das Wissenschaftssymbol des nächsten Jahrtausends. [...] Das Netz ist der Archetyp, der entwickelt wurde, um alle ökonomischen, sozialen und ökologischen Kreisläufe, alle Intelligenz, alle Dinge, alle Kommunikation, alle Demokratie, alle Gruppen, alle Großsysteme zu repräsentieren.“<sup>23</sup> Für Norbert Bolz läßt sich im elektronischen Netztext eine Schreibweise realisieren, die in der modernen Literatur und im modernen Denken längst angelegt war, aber angeblich von den Bindungen des Buches unterdrückt worden ist. Als Gewährsleute für diese Schreibweise nennt er Stephan Mallarmé und einige futuristische Künstler, Walter Benjamin und James Joyce, Julio Cortázar und Arno Schmidt. Sie haben, so Bolz, wie Ludwig Wittgenstein, Gilles Deleuze, Felix Guattari, Niklas Luhmann und Jacques Derrida „Hypertexte avant la lettre“ gefordert oder entworfen.<sup>24</sup> Derrida hatte tatsächlich 1967 eine Aufhebung der Zeile und eine Überschreitung des Buches hin auf eine nicht-linear, mehrdimensional organisierte elektronische Speichermaschine vorgeschlagen.<sup>25</sup> Auf die Apologeten des digitalen Hypertextes, der ausschließlich im Computer geschrieben und gelesen werden kann, wirkten solche Forderungen aber bloß melancholisch, so lange sie noch im Buch formuliert werden mußten: „Most poststructuralists write from within the twilight of a wished-for coming day“, resümierte der amerikanische Literaturwissenschaftler und Hypertextexperte George P. Landow 1992 die Schwanengesänge der Dekonstruktion. Den neuen Tag, das neue Zeitalter, das endgültige Ende des Endes der Literatur sah er erst mit dem neuen Medium anbrechen: „Most writers of hypertext write of many of the same things from within the dawn. [...] Whereas terms like death, vanish, loss, and expressions of depletion and impoverishment color critical theory, the vocabulary freedom, energy, and empowerment marks writing on hypertextuality.“<sup>26</sup>

22 Vgl. Florian Rötzer: Die Telepolis. Urbanität im digitalen Zeitalter, Mannheim 1995, S. 88.

23 Kevin Kelly: Das Ende der Kontrolle. Die biologische Wende in Wirtschaft, Technik und Gesellschaft, aus d. Amerik. v. M. Baltes u.a., Mannheim 1994, S. 44.

24 Vgl. Norbert Bolz (wie Anm. 19), S. 195–196, 203–205.

25 Vgl. Jacques Derrida: Grammatologie, aus d. Franz. v. H.-J. Rheinberger u.a. [Orig. 1967], Frankfurt a.M. 1990.

26 George P. Landow: Hypertext. The Convergence of Contemporary Critical Theory and Technology, Baltimore, London 1992, S. 87.

Hyperfiktion hieß die Literaturform, die von solchen Euphorieschüben und Stromstößen zum Leben erweckt werden und sich gegen die gedruckte Literatur im Buch durchsetzen sollte. Wenn Literatur noch auf der Höhe ihrer Zeit sein wolle, so lautete die Forderung, dann habe sie auch das Leitmedium ihrer Zeit zu nutzen. Die wichtigsten Texte, da war man sich zum Ende des Jahrhunderts einig, wurden ohnehin nur noch an Computern und für Computer geschrieben, für Computernetze aufbereitet und in Computernetzen übermittelt. Wichtige Literatur hatte also digitale Literatur im Netz zu sein. Aber was aus den 90er Jahren geblieben ist, das sind eine Menge Abhandlungen über die Möglichkeiten literarischer Hypertextualität. Nur die gelungenen literarischen Hypertexte fehlten und fehlen immer noch. Im Rückblick scheint es, als habe kaum jemand auf die Forderung reagiert, die neue Literatur für das neue Medium des neuen Zeitalters zu schaffen. Zwar hat sich im Netz eine lebendige literarische Öffentlichkeit entwickelt.<sup>27</sup> Aber Texte, die mehr bieten können als das hohle Pathos, den Beginn der Zukunft zu markieren, sind dabei nicht entstanden. Für den deutschsprachigen Raum mag es zwei Ausnahmen geben, die aber – paradoxerweise – kaum die Innovationskraft des digitalen Hypertextes dokumentieren.

Da ist zum einen der Roman *Die Quotenmaschine*, den der 1970 geborene Norman Ohler ins WWW eingewoben und dort sukzessive weitergeschrieben hat. 1994 waren die ersten Seiten zu sehen, auf die sich der Leser über eine stark schematisierte Stadtkarte von New York heranklicken konnte. Stück für Stück ließ sich auf diese Weise eine Geschichte zusammenpuzzeln, deren Repertoire den amerikanischen Cyberpunk-Romanen entliehen war, in denen die Helden durch dystopische Doppelwelten von Real Life und Cyberspace hetzen, um letzte Kämpfe gegen Menschen, Maschinen und Menschmaschinen zu bestehen.<sup>28</sup> Für diesen Hypertext hatte Ohler schon nach kurzer Zeit ein Verlagsangebot. Deshalb wurde das, was eigentlich für die neue Welt der Netze konzipiert worden war, 1996 als Buch veröffentlicht und aus dem WWW gelöscht – was Ohler aber nicht daran hinderte, sich als Autor vorzustellen, der es eigentlich darauf anlegt, in den Netzen zu verschwinden.<sup>29</sup>

Der zweite gelungene literarische Hypertext wurde in Österreich produziert und ist 1998 auf CD-ROM erschienen. Unter dem Titel *ELEX, Elektronischer Lexikonroman einer sentimental Reise zum Exporteurtreffen in Druden* hat eine Wiener Gruppe von Künstlern Andreas Okopenkos 1970 in Buchform erschienenen *Lexikonroman* hypertextuell und multimedial umgesetzt.<sup>30</sup> Bereits in der *Gebrauchsanweisung* seines Romans,

27 Vgl. dazu als Momentaufnahme Gerhard Kaiser: *Literarische Spaziergänge im Internet*, Frankfurt a.M. 1997; Heiko Idensen: *Die Poesie soll von allen gemacht werden! – Von literarischen Hypertexten zu virtuellen Schreibräumen der Netzwerkkultur*, in: *Literatur im Informationszeitalter*, hrsg. v. D. Matejovski, F. Kittler, Frankfurt a.M., New York 1996, S. 143-184.

28 Der Cyberpunk gehört mitten hinein in die apokalyptische Depression der 80er Jahre. In ihm vermischen sich am deutlichsten die Motive von geschichtlichem Stillstand und endzeitlicher Zuspitzung. Deshalb ist es kein Zufall, daß in den Debat-

ten über die Entwicklung der Cyberspace-, Simulations- und Internetwelten, die in dieser Zeit geführt wurden, immer wieder auf das Motivrepertoire der Cyberpunkromane zurückgegriffen wurde. Vgl. *Atomic Avenue. Cyberpunk – Stories & Fakten*, hrsg. v. M. Nagula, München 1990.

29 Vgl. Norman Ohler: *Die Quotenmaschine*, Hamburg 1996. Mittlerweile ist eine gekürzte Version wieder im WWW zu lesen: <http://www.icf.de/qm/>

30 Vgl. *Libraries of the Mind: ELEX – Elektronischer Lexikon-Roman einer sentimental Reise zum Exporteurtreffen in Druden*. CD-ROM, Wien 1998.

der aus einer alphabetisch nach Schlagworten geordneten Sammlung von Kurz- und Kürzesttexten besteht, die untereinander durch Querverweise verbunden sind, hatte Okopenko eine Umsetzung für den Computer vorgeschlagen: „Die Dürftigkeit des Modells [das dem Roman zugrunde liegt] sehen Sie mir, bitte, nach. Geographisch wie psychologisch wie kombinatorisch könnte es ungleich reicher sein. Nehmen Sie das Prinzip für die Durchführung, denken Sie an den ersten Computer, erweitern Sie den Roman durch eigene Weiterverknüpfung an Reizwörtern, am besten: schreiben Sie ein Buch, das meines in seiner Kleinheit festnagelt.“<sup>31</sup> Zwanzig Jahre später ließ sich Okopenko begeistern, diese Hinweise ernstzunehmen und den – um es mit Bolz zu sagen – „Hypertext avant la lettre“ aus den Bindungen des Buches zu befreien und multimedial im Computer zu erweitern. Dazu las der Autor ausgewählte Passagen des Romans, die zu den entsprechenden Textstellen am Bildschirm per Klick abzurufen sind. Und Karlheinz Essl komponierte eine elektronische „Lexikonsonate“, die auf den Prinzipien der Kombinatorik aufbaut und das Spiel des Lesens geradezu kongenial in Töne, Tonfolgen und Melodien umsetzt. Sie begleitet den Leser, wenn er den Roman in alphabetischer Ordnung liest oder den elektronischen Querverweisen nachspürt. Zugleich unterstützt sie das melancholische Gefühl, das sich bei der Lektüre am Computer ganz zwangsläufig einstellt. Denn so gelungen das Unternehmen auch auf dem Bildschirm erscheint – da hier ein Buchprojekt aufbereitet wird, das bereits in den 70er Jahren mit dem Computer kokettierte, ohne ihn wirklich zu brauchen, wirkt dieser Hypertext wie die Erfüllung eines alten Wunsches, der eigentlich keiner Erfüllung bedurfte.

Nun hat es nicht an Versuchen gefehlt, auch diese Melancholie der späten Erfüllung alter literarischer Utopien abzuschütteln und der elektronischen Literatur eben die Frische und den Schwung zu geben, die ihr als Literatur eines neuen Zeitalters zukommen sollte. 1996, 1997 und 1998 hat die *Zeit* gemeinsam mit IBM Deutschland Preisgelder für die besten literarischen Texte geboten, die im Internet gelesen werden konnten und die zugleich die Möglichkeiten des Internet für sich zu nutzen wußten. Die Auslober des Preises hofften dabei, die technische und die literarische Avantgarde, also die Avantgarde der Avantgarden rekrutieren zu können. Doch bereits 1996 war man von den eingereichten Ergebnissen enttäuscht, allerdings ohne die Enttäuschung offen zu zeigen. Beteiligt hatten sich weder namhafte Autoren noch professionelle Programmierer. Und so waren die Beiträge keiner Avantgarde der Avantgarden würdig, sondern: Kleinkunst im digitalen Format. Peter Glaser, der sich mit seiner Literatur schon in den 80er Jahren an den Medientechnologien Video und Computer orientiert und zu Beginn der 90er Jahre eine Einführung in die Online-Welt des 21. Jahrhunderts veröffentlicht hatte,<sup>32</sup> würdigte die Gewinner-Beiträge im *Zeit*-Magazin mit einiger Zurückhaltung: „Weil die Entwicklung des Hypertextes noch so jung ist, konzentrieren sich die Autoren vorerst oft auf kleine Moleküle aus luftig miteinander verbundenen Textchen.“<sup>33</sup>

31 Andreas Okopenko: Lexikonroman einer sentimentalen Reise zum Exporteurtreffen in Druden, Wien 1996, S. 7.

32 Vgl. Peter Glaser: 24 Stunden im 21. Jahrhundert.

Onlinesein. Zu Besuch in der Neuesten Welt, Frankfurt a.M. 1995.

33 Peter Glaser: Die große Odyssee. In: *Zeitmagazin* Nr. 39, 20.9.1996.

Ein Jahr später, beim zweiten Internet-Literaturwettbewerb von IBM und *Zeit*, wurde man dann schon etwas deutlicher. Einen ersten Preis wollte man angesichts der Qualität der eingesandten Beiträge gar nicht erst vergeben. Teile der Jury traten zur Begründung ihrer Entscheidung vor lauter Frustration nicht an. Ein Juror machte seinem Ärger in einem zynischen Artikel Luft.<sup>34</sup> Einige Autoren, die am Wettbewerb mit eigenen Beiträgen teilgenommen hatten, wehrten sich und sprachen der Jury die Kompetenz ab. Ihr Gegenwurf lautete, man lege an die Online-Texte noch die Maßstäbe an, die vielleicht für die Buchliteratur gültig seien. Aber das, was sie produziert und programmiert hatten, hielten sie für derart neu, daß der an Büchern trainierte Leser das Neue als Neues gar nicht erkennen konnte, sondern es notwendig mit dem Alten verwechseln mußte.<sup>35</sup>

Als dann 1998 der dritte Internet-Literaturwettbewerb stattfand, wirkte er längst langweilig. Konnte man mit dem ersten noch einige Aufmerksamkeit mobilisieren, weil man im Zuge der ersten großen Popularisierungswelle des Internet wissen wollte, ob hier tatsächlich das Ende des Endes des Buchzeitalters und der Anfang des Anfangs der Online-Literatur zu erkennen war, so wußte man bereits beim zweiten, daß sich mit Hypertexten keine Zukunft gewinnen ließ.<sup>36</sup> Der dritte Wettbewerb wurde von IBM und *Zeit* fast ganz unter Ausschluß der Öffentlichkeit abgefeiert – bezeichnenderweise am Zentrum für Kunst und Medientechnologie in Karlsruhe, einem Ort, an dem man die zukunftsweisende Video- und Computerkunst und ihre Künstler in einer Mischung von Museum und Labor versammeln wollte. Als man sich hier im November 1998 einfand, um die neueste Literatur zu präsentieren, hatte das zwei Jahre zuvor eröffnete Museum bereits einen starken Rückgang der Besucherzahlen zu verzeichnen.<sup>37</sup> Diese Art der Zukunft, wie man sie an der Jahrhundertwende in Karlsruhe präsentieren wollte, machte schon nach zwei Jahren den unangenehmen Eindruck, veraltet zu sein.

*Ablösungsversuche.* Also kein Ende des Endes – jedenfalls kein Ende des Endes des Buches. Das Gerede um die digitale Dichtung scheint nur ein Fortsetzungsbeitrag für den, wie Reinhard Baumgart nachgerechnet hat, mittlerweile gut zweihundert Jahre dauernden Abschied von der Literatur gewesen zu sein.<sup>38</sup> Wenn es überhaupt ein Ende des Endes gegeben hat – provoziert nicht durch die Innovationskraft der Internetliteratur und Hypertextkultur, sondern durch ihre fatalen Schwächen –, dann in dem Sinn, daß man sich spätestens am Ende des Jahrzehnts davon überzeugt hat, daß die Literaturgeschichte nicht notwendig einer Mediengeschichte folgen muß, die so erzählt wird, als

34 Vgl. Erhard Schütz: Gebetsmüller und Witzewagner. Ein Wettbewerb für Internetliteratur ist nicht das reine Vergnügen [...]. In: taz v. 6.7.1997.

35 Der harte Kern diskutierte 1997 in der von Sven Stillich organisierten Mailing-Liste netzliteratur@rz.uni-frankfurt.de.

36 Vgl. Gundolf S. Freyermuth: Ein Nachruf auf die Hypertextbewegung. In: Telepolis. Zeitschrift der Netzkultur. Online-Ausgabe v. 17.4.1999 (www.heise.de/telepolis).

37 Vgl. Hanno Rauterberg: Ausgereizt. Warum das jun-

ge ZKM in Karlsruhe so früh gealtert ist. In: Die Zeit v. 12.5.1999. Einen eher euphorischen Überblick über die elektronische, digitale „interaktive“ Kunst bietet der Band „Pioniere Interaktiver Kunst“ von Söke Dinkla, der nicht zufällig in der sog. *Edition ZKM im Cantz-Verlag* herausgekommen ist (Karlsruhe, Osterfeldern 1998).

38 Vgl. Reinhard Baumgart: Addio. Abschied von der Literatur. Variationen über ein altes Thema, München 1995.

sei der gesamte Fortschritt allein auf den Computer hin ausgerichtet, in dem alle anderen Medien nach und nach zu verschwinden hätten, um ihre eigene Beschränktheit glücklich zu überwinden.<sup>39</sup>

Und doch! Auch an diesem Ende des Endes, an dem für die vielen (Medien-)Geschichten mit den vielen Anfängen und den vielen Enden plädiert wurde, scheinen der Computer und die Computernetze maßgeblich mitgewirkt zu haben. Denn als der Literaturkritiker Ulrich Greiner 1994 anlässlich einiger rüder Rezensionen gegen Botho Strauß eine Debatte über generationenspezifische Umgangsweisen mit Literatur provozierte, indem er die altbekannten 68er den fortan sog. 89ern gegenüberstellte und die Legitimation der letzteren mit den Worten „Was haben die Neunundachtziger? Heraus damit, laßt sehen“<sup>40</sup> in Frage stellte, da lautete die prompte Antwort: Zu bieten haben sie einen „souveränen Umgang mit PCs und E-mail, mit 30 TV-Programmen, mit Mobiltelefonen und Internet, mit *Spiegel* und *Focus*, mit *Zeit* und *Woche*, mit Techno-Disco und Datenhighway; kurzum mit all den Medien, die die Jahre nach 68 gebracht haben“.<sup>41</sup> Und überhaupt, so hieß es, sei es ganz überflüssig, nach einer ganzen Generation zu fahnden in einer Zeit, in der „Generationen so schnell ihre Identitäten [wechseln] wie die Programmschemata und wie die Chipgenerationen. 88-, 286-, 386-, 486- und Pentium-Prozessoren und nicht 68er und 89er bestimmen die Lage und die Lager.“<sup>42</sup> Die 89er könne man schon deshalb nicht identifizieren, „weil geschlossene Demonstrationzüge im dezentralen Netzwerk oder im virtuellen Raum nur schwer vorstellbar sind“.<sup>43</sup>

Auch wenn dagegen protestiert wurde, einen aufs Politische zielenden Literaturstreit „zum Generationenkrieg zu banalisieren“<sup>44</sup>, Greiners Versuch kam einem am Jahrhundertende offensichtlich stärker werdenden Bedürfnis entgegen, das literarische Feld nach Altersklassen zu sortieren. Nicht nur, daß im Anschluß an die Debatte eine Reihe von Publikationen auf den Markt kam, die sich mit den 89ern beschäftigten oder in denen sich die 89er selbst zu Wort meldeten.<sup>45</sup> Schon in den Jahren vor Greiners Wortmeldung war eine Repopularisierung des Begriffs „Generation“, dem menschelnden Gegenstück zur numerisch orientierten Jahrzehnt- und Jahrhundertzählung, in soziologischen Annäherungsversuchen an das Gesellschaftssystem der Bundesrepublik Deutschland zu beobachten.<sup>46</sup>

39 Vgl. Hans H. Hiebel: Kleine Medienchronik. Von den ersten Schriftzeichen zum Mikrochip, München 1997.

40 Ulrich Greiner: Die Neunundachtziger. In: Die Zeit v. 16.9.1994.

41 Jochen Hörisch: Was generiert Generationen: Literatur oder Medien? Zur Querelle allemande zwischen Achtundsechzigern und Neunundachtzigern. In: Mediengenerationen, hrsg. v. J. Hörisch, Frankfurt a.M. 1997, S. 14.

42 Ebenda.

43 Uwe C. Steiner: „68-89“. Literarische und mediale Wandlungen der Wende. In: Ebenda, S. 27.

44 Thomas Assheuser: Inventur im Kinderzimmer. In: Frankfurter Rundschau v. 17.9.1994.

45 Z.B. Claus Leggewie: Die 89er. Porträt einer Generation, Hamburg 1995; Wir 89er. Wer wir sind und was wir wollen, hrsg. v. R. Bubik, Berlin 1995; Johannes Goebel, Christoph Clermont: Die Tugend der Orientierungslosigkeit, Berlin 1997.

46 Etwa die „Generationen“-Bestseller von Heinz Bude: Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation, Frankfurt a.M. 1987; ders.: Bilanz der Nachfolge. Die Bundesrepublik und der Nationalsozialismus, Frankfurt a.M. 1992; Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938 bis 1948, Frankfurt a.M. 1994. Äußerst einflußreich auch Reinhard Mohr: Zaungäste. Die Generation, die nach der Revolte kam, Frankfurt a.M. 1992.

Nicht anders in der Literaturkritik: Geradezu drehbuchmäßig pünktlich am 10.10.1989, kurz vor dem Ende des Jahrzehnts, das von den Zwangsvorstellungen vom Stillstand und der Apokalypse geplagt war, kurz vor dem Fall der Mauer und damit kurz vor dem eigentlichen, dem vorgezogenen Ende des Jahrhunderts – kurz vor dem Ende des Endes also präsentierte Frank Schirmmacher in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* noch einmal eine düstere Vision vom letzten Stadium der Selbstaufzehrung der deutschen Literatur:

Die Literaturkritik? Sie verzeichnet seit Jahren nur noch Stillstand. Genauer gesagt: seit fast zwanzig Jahren. Die letzten Werke von weltliterarischem Rang, die im deutschsprachigen Raum erschienen, stammen von der Generation der heute Sechzigjährigen. Manche ihrer großen Vertreter, Heinrich Böll, Thomas Bernhard, Peter Weiss, Uwe Johnson, sind schon tot. Der nun 47 Jahre alte Peter Handke, oft als Paradebeispiel einer jungen deutschen Literatur angeführt, debütierte bereits Mitte der sechziger Jahre. Selbst wenn man noch jene Schriftsteller der siebziger Jahre hinzuzählt, die mehr als zwei Bücher geschrieben haben, Hermann Burger [...] und Botho Strauß, bleibt das Ergebnis mager. Niemand käme auf die Idee, jene, die in den siebziger Jahren an die Öffentlichkeit traten, eine Generation zu nennen. Zwei, drei Leute machen noch keine Generation.<sup>47</sup>

Dieselbe Denkfigur lag noch fünf Jahre später, wenn auch unbewußt, dem Angriff auf die 89er zugrunde. Der Nicht-Generation, die in Greiners Augen noch nichts Sicht- und Greifbares geleistet hatte, sich aber dennoch „mausig machen“ und „ehrgeizig aufs Podium drängen“ wollte, wurde eine Generation gestandener Autoren gegenübergestellt:

Der Angriff der neuen Generation richtet sich naturgemäß gegen die Symbolfiguren, gegen die intellektuellen Wortführer, und das sind nicht zufällig einige Schriftsteller, die in der alten Bundesrepublik politische und geistige Identifikationsfiguren gewesen sind: Walser, Enzensberger, Schneider, Strauß, in gewisser Weise auch Wolf Biermann.<sup>48</sup>

Und tatsächlich: Schaut man sich die großen Debatten über Literatur und Literaten in den 90er Jahren an, dann erkennt man, daß hier eine Art Schlachteplatte zusammengestellt wurde, für die Jahr um Jahr einer aus der Generation großintellektueller Autorinnen und Autoren der Bundesrepublik Deutschland bzw. der ehemaligen DDR tranziert und serviert wurde. 1991 war es Christa Wolf, der – bevor sie es im wiedervereinigten Deutschland überhaupt richtig versuchen konnte – signalisiert wurde, daß sie als Stimme eines gesamtdeutschen Gewissens nicht in Frage komme.<sup>49</sup> Im gleichen Jahr geriet Hans Magnus Enzensberger in die Kritik, weil er während des Golfkriegs Saddam Hussein mit Hitler verglichen und sich für Bomben auf Bagdad ausgesprochen hatte.<sup>50</sup> 1993 war es Botho Strauß, der im *Spiegel* seinen nationalistisch und elitär verwaberten

47 Frank Schirmmacher: *Idyllen in der Wüste oder das Versagen vor der Metropole. Die Überlebentechniken der jungen Literatur am Ende der 80er Jahre* (erneut in: *Maulhelden und Königskinder. Zur Debatte über die deutschsprachige Gegenwartsliteratur*, hrsg. v. A. Köhler, R. Moritz. Leipzig 1998, S. 16f.).

48 Ulrich Greiner (wie Anm. 40).

49 Vgl. Es geht nicht um Christa Wolf. *Der Literatur-*

streit im vereinten Deutschland, hrsg. v. Th. Anz, Frankfurt a.M. 1995.

50 Vgl. Hans Magnus Enzensberger: *Hitlers Wieder-gänger. Mit einer Nachschrift* (1991), in: H.M. E.: *Zickzack. Aufsätze 1989–1996*, Frankfurt a.M. 1997, S. 79–88, was ihm u.a. den Ruf einbrachte „der Erzverräter unter den Intellektuellen zu sein“. Vgl. Jörg Lau: *Die Verräter sind unter uns*. In: *Die Zeit* v. 22.4.1999.

Essay *Anschwellender Bocksgesang* veröffentlichte und ihn in einem Sammelband mit dem programmatischen Titel *Die selbstbewußte Nation* nachdrucken ließ.<sup>51</sup> 1995 wurde Günter Grass' Versuch, mit *Ein weites Feld* den Roman der deutschen Wiedervereinigung zu schreiben, im deutschen Feuilleton der Lächerlichkeit preisgegeben, Grass selbst wurde als Polit-Dilletant eingestuft.<sup>52</sup> In diesem Sinne hat man 1997 noch einmal nachgelegt, als sich Grass öffentlich schämte, daß sein Land Waffen in das Bürgerkriegsgebiet Kurdistan liefert.<sup>53</sup> 1996 war es Peter Handke, der sich im Jugoslawienkonflikt auf die Seite der Serben stellte und versuchte, entgegen einer angeblich entstellenden Berichterstattung der westlichen Massenmedien die poetische Wahrheit über das wirkliche Serbien oder die wirkliche Wahrheit über das poetische Serbien mitzuteilen.<sup>54</sup> Handke, von der Reaktion der Öffentlichkeit tief gekränkt, meinte sich 1999 während des Kosovo-Konflikts revanchieren zu müssen, als er nur noch dem serbischen Fernsehen Interviews geben wollte, einen serbischen Literaturpreis entgegennahm und aus Protest gegen die Angriffe der Nato auf Jugoslawien aus der Kirche austrat und den 1973 entgegengenommenen Büchner-Preis zurückgab.<sup>55</sup> Bleibt schließlich noch Martin Walser zu erwähnen, der 1998 bei der Entgegennahme des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels zur allgemeinen Empörung mitteilte, daß er bei der „unaufhörlichen Präsentation unserer Schande“ – er meinte mit „Schande“ die Vernichtung der Juden während der Nazizeit in Deutschland – wegschauen müsse und deshalb für eine andere Erinnerungskultur plädierte.<sup>56</sup>

Nun ist es nicht überraschend, daß namhafte Autorinnen und Autoren zum Gegenstand großer Literaturdebatten werden oder sich an großen Literaturdebatten beteiligen. Überraschend ist dagegen *erstens*, daß sich die jüngeren Literaten so gut wie ganz aus den genannten Debatten herausgehalten haben und aus ihnen auch herausgehalten wurden, und *zweitens*, daß im Verlauf der 90er Jahre jene – vor allem jüngeren – Kritiker lauter und bestimmender geworden sind, die auf die Antiquiertheit solcher Auseinandersetzungen hingewiesen haben. Zunehmend wurde nicht das kritisiert, *was* von den Autoren in den Diskussionen vorgebracht wurde, sondern *daß* es überhaupt vorgebracht wurde. Und auch dabei ging es letztlich um die Inszenierung einer Konfrontation von Jung gegen Alt.

51 Der „Bocksgesang“ von Strauß und die sich daran anschließende Debatte ist dokumentiert in: Deutsche Literatur 1993. Jahresüberblick, hrsg. v. F.J. Görtz, V. Hage, U. Wittstock, Stuttgart 1994, S. 254–314. Stellungnahmen zur Veröffentlichung des Textes im Sammelband „Die selbstbewußte Nation“ (hrsg. v. H. Schwilk, U. Schacht, Berlin 1994) sind zu finden in: Deutsche Literatur 1994. Jahresüberblick, hrsg. v. F.J. Görtz, V. Hage, U. Wittstock, Stuttgart 1994, S. 314–339.

52 Beiträge zur Debatte in: Deutsche Literatur 1995. Ein Jahresüberblick, hrsg. v. F.J. Görtz, V. Hage, H. Winkels, Stuttgart 1996, S. 289–355.

53 Vgl. Günter Grass: Der Anwalt der Menschenrechte, Göttingen 1997. Beiträge zur Debatte in: Deutsche Literatur 1997, hrsg. v. V. Hage, R. Moritz, H. Winkels, Stuttgart 1998, S. 240–278.

54 Peter Handke (wie Anm. 17). Beiträge zur Debatte: Deutsche Literatur 1996. Jahresüberblick, hrsg. v. V. Hage, R. Moritz, H. Winkels, Stuttgart 1997, S. 275–329; Th. Deichmann (Hrsg.): Noch einmal für Jugoslawien: Peter Handke, Frankfurt a.M. 1999.

55 Vgl. Handkes literarischen Ertrag aus dieser Zeit und zu diesem Thema: Die Fahrt im Einbaum oder das Stück zum Film vom Krieg, Frankfurt a.M. 1999.

56 Martin Walser: Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede, Frankfurt a.M. 1998, S. 18. Die Zusammenfassung des sich anschließenden Streits bei Sigrid Löffler: Im Schein der Versöhnung. Nach dem Gipfeltreffen zwischen Martin Walser und Ignatz Bubis müssen die alten Fragen neu gestellt werden. In: Die Zeit v. 16.12.1998.

Beim Streit um Christa Wolf waren es Walter Jens und Frank Schirmmacher, die je für sich die Generationenfragen gestellt haben – Jens, um sich mit Christa Wolf zu identifizieren und an den gemeinsamen Ursprung aller Gegenwart in Auschwitz zu erinnern,<sup>57</sup> Schirmmacher, um die Ferne eben der Erfahrungen zu konstatieren, die Christa Wolf und andere noch gemacht hatten.<sup>58</sup> Den symptomatischsten Beitrag zu dieser Debatte aber hat der 1965 geborene Thomas Brussig in seinem Roman *Helden wie wir* vom Ich-Erzähler Klaus Uhltscht formulieren lassen. „Sie sind aus den Trümmern der tausend Jahre gekrochen“, kommentiert Uhltscht die berühmte Rede, die Christa Wolf am 4. November 1989 auf dem Alexanderplatz gehalten hat.

Die Angst vor den Luftangriffen saß ihnen so gründlich in den Knochen, daß sie heute noch bei jedem Feuerwerk an Flaks denken. Sie hatten Hunger. Der moralischere Teil unter ihnen litt daran, deutsch zu sein. Sie hatten weiß Gott keine vorzeigbare Vergangenheit und oben-drein eine freudlose Gegenwart. [...] Und sie schwärmen noch heute vom Sozialismus – aber sie meinen damit eigentlich ihre Lagerfeuergefühle. Ich meine das nicht überheblich. Es wäre mir genauso gegangen.<sup>59</sup>

Daß es ihm aber nicht so gegangen ist und er deshalb einer anderen Generation mit einem anderen Welt- und Selbstverhältnis zugehört, wird Uhltscht nur noch deutlicher, als er in der Zeitung liest, daß Christa Wolf eine Verfassungspräambel für eine neue DDR formuliert hat: „Alles, aber auch wirklich alles Edle, Wahre, Hehre, Erbauliche usw. wurde dort hineingestopft, verkettet durch Partizipien, natürlich durch das aufdringlichere, Partizip I. Ich kenne diesen Stil von meiner Mutter: Für den Badekappenzwang, aber sonst liberal.“ Statt solch erzwungener Verkettungen fordert Uhltscht den Einsatz des Vokabulars der Popkultur: „Und wenn schon befreite Sprache, dann richtig: *Hoppla!* ist doch eine starke Verfassungspräambel, oder *A-Wop-Bop A-Loo-Bop*, oder *And now for something completely different*, oder *Mittwoch ist Kinotag* oder *Tüdelüdüdü, tüdelüdüdü*.“<sup>60</sup>

Auch Günter Grass, eine der wichtigsten Identifikationsfiguren der Bundesrepublik vor der Wiedervereinigung, wurde eine Art *A-Wop-Bop A-Loo-Bop* entgegengehalten, als er 1997 den kurdischen Autor Yaşar Kemal und zugleich sich selbst öffentlich einen „Anwalt der Menschenrechte“ nannte und auf die Bedingungen einer globalen Menschenrechtskultur an der Schwelle zum 21. Jahrhundert hinwies. Wer sich über den Inhalt der Aussagen aufregte, wurde in der anschließenden Debatte zu den „letzten eines naiven Geschlechts“ gezählt, „das den Dichter in seinen Äußerungen ernst nahm“.<sup>61</sup> „Die Rede von Grass und die starken Reaktionen darauf“ waren für Maxim Biller „Zuckungen einer

57 Vgl. Walter Jens: Plädoyer gegen die Preisgabe der DDR-Kultur. Fünf Forderungen an die Intellektuellen in Deutschland. In: Süddeutsche Zeitung v. 16.6.1990.

58 Vgl. Frank Schirmmacher: „Dem Druck des härteren, strengeren Lebens standhalten“. Auch eine Studie über den autoritären Charakter [...]. In: FAZ v. 2.6.1990.

59 Thomas Brussig: *Helden wie wir*, Berlin 1995, S. 287f.

60 Ebenda, S. 308f.

61 Jens Jessen in der Berliner Zeitung. Zitiert wurde er später von Mathias Greffrath, der ihm in der selben Zeitung antwortete und dabei die gesamte Debatte auf die Konfrontation von Jung gegen Alt zuspitzte: Die Angst vor den Gefühlen der Väter. In: Berliner Zeitung v. 1.11.1997.

längst untergegangenen Welt. [...] Grass wurde als Hitlerjunge, später als grundüberzeugter Sozialdemokrat in einer Zeit geprägt, in der Politik von einem Kollektiv aus gedacht wurde. Heute, da jeder ein freies Individuum sein möchte, stößt das die jüngeren Leute ab, die nicht immer wieder zu etwas vergewaltigt werden wollen.“<sup>62</sup> „Ohne viel Bedauern“, kommentierte Mathias Greffrath das Diskussionsgeschehen, „wird die Figur des engagierten Großintellektuellen als Beigabe ins große Jahrhundertgrab geworfen, in dem der Kommunismus und die Freiheitsparolen des kalten Krieges auf ihn warten“.<sup>63</sup>

Tatsächlich schien nach 1989 dem Großintellektuellen und mit ihm der Idee einer großen literarischen Zentralöffentlichkeit, in der die eigentliche Selbstreflexion der Gesellschaft sich vollziehen sollte, das Jahrhundertgrab bereitet. Rückblickend sah man die bundesrepublikanische Gesellschaft etwa seit Mitte der 80er „endlich und endgültig“<sup>64</sup> in eine pluralistische Gesellschaft verwandelt, in der man generationsbewußt „Abschied von den Kriegsteilnehmern“<sup>65</sup> genommen hatte und sich zugleich darüber klar geworden war, wie weit man sich bereits zeitlich von den authentischen Erfahrungen von Gewalt und Leid entfernt hatte, auf die jene sich noch berufen konnten, die vor 1940 geboren worden waren.<sup>66</sup> Konnten diese Erfahrungsträger – und nach ihnen jene, die sie als Gralhüter des Authentischen in die Pflicht nahmen und in den 60er Jahren für eine neue Aufarbeitung der deutschen Vergangenheit protestierten – noch die Fiktion aufrechterhalten, daß Literatur eine entscheidende Rolle zuerst bei der Zivilisierung Deutschlands, schließlich beim Schutz der zivilen Gesellschaft zu spielen hatte, so mußte man nun allgemein anerkennen: „Die Literatur hat ihre öffentliche Rolle aufgegeben. Und mit ihr jeden Anspruch auf Repräsentanz.“<sup>67</sup> „Die Literatur ist minoritär

62 Maxim Biller: Zuckungen einer untergegangenen Welt. In: Die Woche v. 7.11.1997. In diesem Sinne polemisierte auch Dietrich Schwanitz gegen ein fortwährend auf Auschwitz bezogenes „Deutungsmonopol“ der literarischen „Priesterkaste“, die „aus der Erinnerung an die nationalsozialistischen Massaker einen Kult gemacht“ habe, „der die öffentliche Diskussion mit einem neuen Dekalog semantischer Verbote reguliert“. Er schlug vor, „die intellektuelle Landkarte neu zu kartografieren“ und sich „gegenüber der eigenen Lächerlichkeit, Aufgeblasenheit und Pompösität“ zu sensibilisieren (Dietrich Schwanitz: Schluß mit der Mambawa!, in: Die Woche v. 7.11.1997). Vor diesem Hintergrund bekommt Schwanitz' eigener Bestseller-Roman „Der Campus“ (Frankfurt a.M. 1995) einen wichtigen literaturgeschichtlichen Stellenwert: Denn Thema, Stil und Ausführung, die sich Schwanitz allesamt von seinem englischen Kollegen David Lodge abgeschaut hat, sollen Ausdruck der eingeforderten Sensibilisierung sein, die der überspannten Ernsthaftigkeit des Autors entgegenwirkt. Der Erfolg des Romans, der nicht nur verfilmt, sondern darüber hinaus zur Grundlage für ein Gesellschaftsspiel gemacht wurde, zeigt, daß eine solche Sensibilisierung auch unempfindlich machen kann ge-

gen das alte Vorurteil, ‚hohe‘, ‚anspruchsvolle‘ Literatur müsse ‚schwer lesbare‘ und damit ‚schwer verkaufbare‘ Literatur sein.

63 Mathias Greffrath (wie Anm. 61).

64 Helmut Koopmann: Tendenzen der deutschen Gegenwartsliteratur (1970–1995). In: Deutschsprachige Gegenwartsliteratur, hrsg. v. H.-J. Knobloch, H. Koopmann, Tübingen 1997, S. 20.

65 So der Titel eines Romans von Hans-Josef Ortheil (München 1992), der gern als Überschrift für eine generelle Zäsur in der deutschen Literaturgeschichte der 80er Jahre genommen wird.

66 „Wenn aber eine Generation in den Dauerzustand von Kritik und Wachsamkeit versetzt wird und nichts passieren will, was diese Haltung rechtfertigt, dann schaltet sie irgendwann ab. [...] Und dann stößt sie an den tiefen Graben, der die Generationen voneinander trennt: das Vierteljahrhundert, das die Jungen weiter weg von Auschwitz leben.“ Jochen Buchsteiner: Die Dreißigjährigen – eine unpolitische Generation? In: Die Zeit, Nr. 9, 1997.

67 Volker Hage: Zeitalter der Bruchstücke. Am Ende der achtziger Jahre: Es gibt eine deutsche Gegenwartsliteratur – zwölf Bemerkungen zur zeitgenössischen Erzählkunst. In: Der Spiegel v. 10.11.1989 (erneut in: Maulhelden, wie Anm. 47, S. 30).

und museal geworden.“<sup>68</sup> „Diese Form literarischer Öffentlichkeit wird zunehmend marginal [...] und verfällt der Schein-Öffentlichkeit, deren Funktion die ‚Versorgung‘ der unterschiedlichen Milieus mit Novitäten ist.“<sup>69</sup>

Aber damit nicht genug. Nicht nur wurde der literarischen Öffentlichkeit ein dezentraler Platz innerhalb des Systems Gesellschaft angewiesen. Zunehmend wurde auch klar, daß sie sich selbst so weit ausdifferenziert hatte, daß von *zentralen* Debatten, *zentralen* Autoren oder *zentralen* Texten kaum noch zu sprechen war. Im Gegenteil war das ausdifferenzierte System längst anfällig für massenhaft forcierte Modethemen und Konfliktmoden,<sup>70</sup> war also geradezu süchtig nach dem Neuen, Spektakulären, Alles-Übertreffenden und Noch-nicht-Dagewesenen. Und zugleich zeigte es sich retrograd an bereits bekannten Modethemen und Konfliktmoden interessiert.<sup>71</sup> Um diese literarische Öffentlichkeit angemessen beschreiben zu können, mußten die vertikalen Ordnungskategorien „Generation“ und „Jahrzehnt-/Jahrhundert“ um die horizontale Kategorie „Milieu“ ergänzt werden,<sup>72</sup> von der man allerdings wußte, daß sie als flexible einzusetzen war, insofern mit ihr Lebensstile gefaßt werden sollten. Denn die Verlage und Autoren, konstatierte der Literaturwissenschaftler Klaus-Michael Bogdal, „nehmen sehr bewußt wahr, daß sie nun in einer Gesellschaft ihre Leser finden müssen, die nicht zu vereinheitlichende Lebensstile hervorgebracht und die Anzahl individueller Lebensentwürfe – zumindest im Bewußtsein der Beteiligten – vervielfacht hat.“<sup>73</sup> Lesern und Autoren sei, so Bogdal weiter, durch generationsspezifische Erfahrungen längst das „soziale Surfen“ vertraut, was heißen soll, „daß ein Individuum im Laufe seiner Biographie unterschiedliche Milieus durchlaufen kann“.<sup>74</sup>

Man steigert nur scheinbar die Verwirrung, wenn man dieser Beschreibung noch jene hinzufügt, nach der „die Postachtundsechziger die erste Generation zwischen Buch und Computer“<sup>75</sup> waren, die sich in der „Ära von Multimedia, virtueller Realität und Internet“ beweisen mußten, die „nicht nur die klassischen, sondern auch die televisionären Formen der Öffentlichkeit“ hintergeht.<sup>76</sup> Denn erst mit dieser Beschreibung versteht man, wo und wie diese Generation das erlernen konnte, was man „soziales Surfen“ nennen mag – nämlich im selbstbewußten Umgang mit einem ausdifferenzierten Medienverbund, im Switching zwischen den Medien. Und man versteht, welche medial vorgeprägte Denkfigur es ist, die bei aller gesellschaftlichen Aus-

68 Hubert Winkels: Was ist los mit der deutschen Literatur? Im Schatten des Lebens. Eine Antwort an die Verächter und die Verteidiger der Gegenwartsliteratur. In: Die Zeit v. 2.3.1990 (erneut in: Maulhelden, wie Anm. 47, S. 16f.).

69 Klaus-Michael Bogdal: Klimawechsel. Eine kleine Meteorologie der Gegenwartsliteratur. In: Baustelle Gegenwartsliteratur. Die neunziger Jahre, hrsg. v. A. Erb, Wiesbaden 1998, S. 20.

70 Vgl. Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M. 1986, S. 159. Der Satz wird auf die literarische Öffentlichkeit der 90er Jahre bezogen von K.-M. Bogdal (wie Anm. 69), S. 20.

71 Vgl. Helmut Koopmann (wie Anm. 64), S. 20. „Wir haben es hier quasi mit einem spätzeitlichen Alexandrinismus zu tun: Alle Themen der Jahrzehnte vorher wiederholen sich.“

72 Vorgearbeitet wurde dem Einsatz dieser Kategorie in der Literatursoziologie von Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt a.M., New York 1992.

73 Klaus-Michael Bogdal (wie Anm. 69), S. 21.

74 Ebenda.

75 Norbert Bolz: 1953 – Auch eine Gnade der späten Geburt. In: Ebenda, S. 67.

76 Uwe C. Steiner (wie Anm. 43), S. 27.

differenzierung zu garantieren scheint, daß nicht alles, was sich sukzessive ausdifferenziert, heillos auseinanderfällt – nämlich die Denkfigur der Vernetzung.

Wenn behauptet wurde, daß die Computer- und Computernetze maßgeblich am Ende des Endes beteiligt waren, das in der deutschen Literatur mit den Generationendebatten der 90er Jahre einsetzt, dann war genau das gemeint: Diese neuen Medientechnologien haben die Beschreibungs- und Orientierungsmuster für hochgradig ausdifferenzierte gesellschaftliche Subsysteme wie etwa die literarische Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt, indem sie die Ausdifferenzierung immer weiter vorantrieben, indem sie aber zugleich über den Netzzusammenhang das Ausdifferenzierte mit verschiedenen Verknüpfungen und Verknüpfungsangeboten zusammengehalten haben. Das aber heißt gerade nicht, daß die Computer- und Computernetze als Medien wahrgenommen wurden, die letztlich alle anderen Medien nach und nach aufsaugen. Statt dessen stärkte, wie zu sehen war, gerade das Scheitern der digitalen Netzliteratur, die als *die* Literatur die Zukunft erobern wollte, die Überzeugung, daß verschiedene Medien nebeneinander bestehen können, ja sogar bestehen müssen, um einen ausdifferenzierten und vernetzten Zusammenhang zu ermöglichen.

Genau diese Idee eines entspannten Umgangs mit Medienverbänden hat den paradoxen Mythos von einer nachwachsenden literarischen Generation begründet, von der man *erstens* nichts Richtiges, nichts Bedeutendes, nichts Zentrales, nichts Bleibendes lesen und sehen konnte, weil sie sich über zersplitterte, ausdifferenzierte, vernetzte Öffentlichkeiten verteilte, und die es deshalb *zweitens* im eigentlichen Sinn von „Generation“ auch gar nicht gab, die aber gerade, weil es sie als Generation nicht gab, *drittens* als Generation fit fürs nächste Jahrhundert war. Sie sollte, so hieß es beschwörend, die Zukunft gestalten, weil sie nicht nur die neuen Regeln der dezentralisierten, ausdifferenzierten literarischen Öffentlichkeit gelernt und entscheidend mitbestimmt hatte, sondern auch, weil sie angeblich gar nicht erst von den Spannungen zerrissen wurde, die im Übergang von der Nachkriegsgesellschaft zur gefestigten pluralistischen Gesellschaft, vom zweigeteilten zum wiedervereinigten Deutschland, von der Buch- zur Fernseh- und zur Computergesellschaft entstanden waren.<sup>77</sup>

77 Für die Richtigkeit dieser Überzeugung mußten am Ende des Jahrhunderts die Texte von Rainald Goetz einstehen, der in den 80er Jahren durch sein persönliches Auftreten bei Lesungen und durch seinen Debut-Roman „Irre“ (Frankfurt a.M. 1983) einiges Aufsehen erregt hatte und zu *dem* Nachwuchsautor der Bundesrepublik stilisiert wurde. Zu Beginn der 90er Jahre hat er sich mehr und mehr von der potentiellen Produktivkraft technischer Aufzeichnungsmedien faszinieren lassen und sich der jugendbewegten Techno- und Raveszene zugewandt, an deren Lebensstilen und Performancekulten er teilgenommen und die er aufmerksam in Textcollagen dokumentiert hat. (Vgl. Rainald Goetz und Westbam: *Mix, Cuts & Scratches*, Berlin 1997; Rainald Goetz: *Rave*, Frankfurt a.M. 1998; ders.: *Party, Ritual und Publikum*. Rainald Goetz über die Love

Parade im neunten Jahr, in: *Die Zeit* Nr. 29, 1997; ders.: *Abfall für alle*. 1998–99, <http://www.rainald-goetz.de>.) Zudem hat Goetz mit der Medienmitschrift „1989“, die 1993 als 1500seitiger Mittelteil der Trilogie „Festung“ veröffentlicht wurde, den Mythos von einer Generation begründet, die sich geradezu spannungslos gegenüber der von den elektronischen Medien erzeugten Informationsflut verhält. (Rainald Goetz: 1989, 1–3, Frankfurt a.M. 1993.) Goetz zeichnet hier auf, was ihm zur Zeit des Mauerfalls aus dem Fernsehen entgegenflimmert ist, was er in den Zeitungen gelesen, im Radio gehört und von den Gesprächen anderer mitbekommen hat. Das alles schneidet er derart hintereinander, daß es für den Leser nicht mehr konsumierbar ist – es sei denn, er verwandelt sich in ein quasi-technisches Aufnahmegerät, das seinen Speicherplatz

An Vorbehalten und Bedenken gegen eine solche Mythologisierung hat es selbstverständlich nicht gefehlt. Nicht nur wurden der Gesellschaft, die in allen Bereichen auf das Netz-gut-alles-gut-Motto setzt und davon ausgeht, daß das Individuum diesem Prozeß folgen kann und muß, schon mal die Folgekosten vorgerechnet.<sup>78</sup> Auch wurden jene der Überangepaßtheit, der Identifikation mit dem Aggressor bezichtigt, die sich innerhalb eines vernetzten Zusammenhangs verorten, um durch permanentes Ideologien-Switching den Ort zu wechseln, von dem aus sie Stellung beziehen.<sup>79</sup> Schließlich wurde kritisiert, der Literaturbetrieb verkomme nach dem hingenommenen Verlust einer zentralen literarischen Öffentlichkeit zur bloßen Event- und Marketing-Kultur und mit ihm die Autoren zu literarischen Agenten ihrer selbst, die – frei nach Andy Warhol – irgendwann mal für fünfzehn Minuten oder hundertfünfzig Seiten Star oder Sternchen sein dürfen. Hier nur drei Beispiele:

Der Betrieb tanzt, und wenn dem Autor das Mittanzen gelingt, ist die Qualität seiner Bücher von nachgeordneter Bedeutung. Die Kunst, die er beherrschen muß, besteht darin, auf der Welle des Medieninteresses zu surfen.<sup>80</sup>

Die programmatischen Erklärungen junger Schriftsteller [...] klingen wie Liebeserklärungen an jene Lifestyle-Magazine, in denen sie porträtiert werden und deren Seiten sie mit Kolumnen füllen. [...] Aber sind gleichlautende Selbstvermarktungsstrategien einzelner Jungautoren mit erklärtem Hang zum Kultstatus schon ein ästhetisches Bekenntnis?<sup>81</sup>

Schriftsteller, gar erst: Schriftstellerin zu sein gilt als sexy. Vorbei die Zeit, als man mit ‚Schriftstellern‘ den griesgrämigen Moralismus eines Günter Grass, die selbstquälerische Introvertiertheit einer Christa Wolf und den Nonkonformistengestus älterer Herren in ausgebeulten Cordhosen assoziierte. [...] Der Schriftsteller von heute ist jung, schick und heiter, gibt sich abgeklärt-illusionlos und mit allen Wassern gewaschen. Auf dem neuesten Stand der Moden und der Kommunikationstechnik zu sein gilt nicht mehr als ‚affirmativ‘ und damit verderblich.<sup>82</sup>

zu füllen hat. Interessant ist dieser Text von Goetz nicht nur, weil er im Titel eben jene Zahl trägt, die einer ganzen Generation als Label aufgenötigt wurde. Interessant ist er auch, weil man ihn als Text eines „jungen“ Autors unmittelbar neben den eines „alten“ halten kann. Denn 1997 hat Walter Kempowski, Jg. 1929, ein ähnliches Medienexperiment als Buch veröffentlicht. In „Bloomsday 1997“ (München) protokolliert er einen ganzen Tag, den er zappend vor dem Fernseher verbracht hat. Ähnlich wie Goetz hat Kempowski dabei einen Text entstehen lassen, der nicht mehr als Ganzes konsumierbar und schon gar nicht zu verstehen ist. Doch während Goetz seinen Umgang mit den Medien als aktive, selbstmächtige Hingabe an die Informationsflut begreift, will Kempowski das Fernsehen als Grundübel der westlichen Zivilisation am Ende des 20. Jahrhunderts brandmarken. Mit anderen Worten: Vor dem Fernseher trennen sich die Generationen! Was dem „alten“ Autor Kempowski durch die elektronischen Medien als derealisierendes Rauschen erscheint, das ist für den „jungen“ Autor

Goetz ein technisches Rauschen, das mit Hilfe eines literarischen Synthesizers und durch Mixen, Cutten und Scratchen in hörbare und lesbare Rhythmen verwandelt werden kann.

78 Am vehementesten wohl von den Soziologen Peter Gross: *Die Multioptionsgesellschaft*, Frankfurt a.M. 1994; Richard Sennett: *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, aus d. Amerik. v. M. Richter, Berlin 1998.

79 Z.B. von Martin Hecht: *Unbequem ist stets genehm. Die Konjunktur der Querdenker*, Reinbek b. Hamburg 1997.

80 Ulrich Greiner: *Tanz der Vampire*. [...] Ein paar Beobachtungen zum veränderten Verhältnis von Literatur und Öffentlichkeit. In: *Die Zeit* v. 23.4.1998.

81 Hubert Spiegel: *Der Kranich hat niemanden, der mit ihm tanzt*. In: *FAZ* v. 24.11.1998.

82 Richard Herzinger: *Jung, schick und heiter. Im schönen Schein der Marktwirtschaft: Der Literaturbetrieb entwickelt sich zur neuen Sparte der Lifestyle-Industrie*. In: *Die Zeit* v. 25.3.1999.

Interessant ist, daß man zeitgleich zu solchen Vorwürfen auch Beiträge lesen konnte, in denen genau dasselbe über literarisches Kultmarketing<sup>83</sup> oder über den unbefangenen Umgang mit der Kulturindustrie<sup>84</sup> gesagt wurde, aber anerkennend gemeint und weitsichtiger formuliert war. Tatsächlich tut man heute besser daran – ganz gleich, ob einem eine solche Ausrichtung der Literatur gefällt oder nicht –, sich über Managementtheorien<sup>85</sup>, Werbepraktiken<sup>86</sup> und Marketingstrategien<sup>87</sup> zu informieren, wenn man schlüssige Erläuterungen zu literarischen Phänomenen und zuweilen sogar Ansätze zu einer Poetik für Texte der 90er Jahre bekommen will. Zum Beispiel können sie das Auftauchen einer literarischen Pop-Fraktion und einer marktgerechten Trashliteratur erklären. Oder den Erfolg der Poetry-Slams und Open-Mikes.<sup>88</sup> Oder sie können das erklären, was – als Formel für eine tiefgreifende und weitreichende Neuorientierung – „die Wiederkehr des Erzählens“ genannt und als große Errungenschaft der späten 80er und der 90er Jahre gefeiert wurde. Zumindest können sie es besser als mancher Literaturwissenschaftler, der die Gegenwartsliteratur als eine Art gedrucktes Totengespräch großintellektueller Autoren begreift.<sup>89</sup> Und sie können es auch besser als mancher Lektor, der sich und seine Autoren für das Verlagsprospekt idealisiert.<sup>90</sup> Wenn einer, der zur letzteren Gruppe gehört, 1995 eine genuin deutsche Unfähigkeit oder Unzulänglichkeit des Erzählens darauf zurückgeführt hat, daß sich hier „auf unbegriffene Art das Tabu der Geschichte und des familiär-biographischen Lebens- und damit Schuldzusammenhangs fortschreibt“, und wenn er sich folglich die sog. Wiederkehr des Erzählens damit erklärte, daß man nach dem Zusammenbruch der Ostblockländer und die anschließende deutsche Wiedervereinigung endlich wieder auf die deutsche Geschichte und zugleich auf nordamerikanische Erzählmuster zurückgreifen konnte, dann hat er damit an der Literatur der 90er Jahre weit vorbeigezielt.<sup>91</sup>

Denn das Ende des Endes, das mit 1989 begonnen hat, hat keineswegs auf psychotherapeutische Weise den Zugriff auf *die* deutsche Geschichte möglich gemacht. Nicht ließ sich plötzlich das haben, was sich die Literatur in den Jahrzehnten zuvor schwer und – um es mit einem Topos zu sagen, der wohl auch mit dem 20. Jahrhundert begraben wurde – immer am Rande des Verstummens zu erarbeiten hatte: die Sprache, für das, was passiert war; die Geschichten über das, was immer noch passierte; die Erzählstrategien, mit denen das, was passiert war und immer noch passierte, nicht an die totalitäre Kulturindustrie verraten wurde. In den 90er Jahren wird vielmehr klar, daß man auf die eine Geschichte, an deren Ursprung die authentischen Erfahrungen der

83 Vgl. Norbert Bolz: Literarisches Kultmarketing. In: Maulhelden (wie Anm. 47), S. 245–254.

84 Vgl. Heinz Steinert: Kulturindustrie, Münster 1998.

85 Vgl. Dirk Baecker: Postheroisches Management, Berlin 1994.

86 Vgl. Gerd Gerken: Final Fiction. Erfolg durch Virtualität, Düsseldorf 1997.

87 Vgl. Norbert Bolz, David Bosshart: KULT-Marketing. Die neuen Götter des Marktes, Düsseldorf 1995.

88 Vgl. Poetry! Slam! Texte der Pop-Fraktion, hrsg. v. A. Neumeister, M. Hartges, Reinbek b. Hamburg

1996; Pop, Technik, Poesie. Die nächste Generation, Rowohlt Literaturmagazin 37, hrsg. v. M. Hartges, M. Lüdke, D. Schmidt; Trash-Piloten. Texte für die 90er, hrsg. v. H. Link, Leipzig 1997.

89 Vgl. Nikolaus Förster: Die Wiederkehr des Erzählens. Deutschsprachige Prosa der 80er und 90er Jahre, Darmstadt 1999.

90 Martin Hielscher: Verteidigung und Vermeidung von Geschichte. Erzählen und Herumeiern. In: Experiment Wirklichkeit. Renaissance des Erzählens?, hrsg. v. G. Herholz, Essen 1998, S. 35–46.

91 Ebenda, S. 39f.

älteren Generation stehen, gar nicht mehr zugreifen kann und daß es nur die vielen möglichen Geschichten zu erzählen gibt, die sich vom Zwangsbezug auf *die* Geschichte und *die* Wirklichkeit losgesagt haben. Gerade weil sie auf solche Referenzen verzichten müssen und gerade weil sie sich ihrer medialen Qualitäten bewußt sind, werden sie als spielerische Versuche über Geschichte und über Wirklichkeit erzählbar. Immer können sie mehrere Anfänge haben und mehrere Enden. Und wenn sie auf der Linie erzählt sind, dann scheinen sie immer Linien innerhalb eines Netzwerkes zu sein, durch das sie auch anders hätten laufen können.

...und noch ein Lösungsversuch. Matthias Politycki hat vorgeschlagen, die Autorinnen und Autoren, die biographisch auf dieses Programm festgelegt sind, nicht als 89er, sondern als 78er zu bezeichnen. Damit könne man verhindern, daß sie mit *großen* geschichtlichen Ereignissen oder Umbrüchen identifiziert werden. Und verhindert werden könne auch, daß jemand den Wunsch verspürt, aus dieser Generation die großen Autoren zu rekrutieren, die die großen Texte für die große literarische Öffentlichkeit schreiben.<sup>92</sup> Im Gegenteil:

Was wäre denn 1978 gewesen, daß man – analog zu 1968 bzw. 1989 – von einem generations-spezifischen, generationenprägenden Ereignis sprechen könnte? [...] Das ist ja das Schöne, das ist ja das Bezeichnende dieser Generation, daß sie nicht von einem einzigen Großereignis geprägt wurde, daß sie sich vielmehr in Richtung Cordoba, aber auch in Richtung Gorleben und Stammheim wenden konnte.<sup>93</sup>

92 Auch wenn er es nicht als ein solches Unternehmen deklariert hat: Offensichtlich ist, daß Politycki mit seinem „Weiberroman. Historisch-kritische Gesamtausgabe“ (München 1997) versucht hat, das unspektakuläre Programm der 78er umzusetzen. Wie der Untertitel bereits anzeigt, bietet Politycki hier einen Text mit verschiedenen Varianten und Lesarten an, durch den sich der Leser vor- und zurückblättern und bewegen muß: Denn im Anhang sind neben einer Editorischen Notiz, einer Nachschrift und einer Zeittafel auch „Texte und Zeugnisse“ zu finden, ein Anmerkungsteil und schließlich eine Bibliographie. Damit wird die Linearität des Textes zugunsten einer Netzstruktur aufgelöst – allerdings ohne daß sich Politycki auf diese Weise einer Avantgarde anschließen will, die Anspruch darauf macht, die herkömmliche Ordnung der Gutenberg-Galaxis hinter sich zu lassen. Statt dessen eröffnet er sich im Buch, mit dem Buch und gegen das Buch ein Schreibfeld, auf dem er die drei Liebesbeziehungen seines Helden Gregor Schattschneider, die in den 70er und 80er Jahren geknüpft werden, ironisch-spielerisch entfalten kann. – Die Fortsetzung des „Weiberromans“, in der unter dem Titel „Marietta“ die vierte Liebesbeziehung im näch-

sten Jahrzehnt folgen sollte, hat Politycki dann nicht mehr in herkömmlicher Weise entworfen und geschrieben. Geplant wurde sie 1998 als Internet-Projekt, das man auf den WWW-Seiten des ZDF eingerichtet hat, um den Lesern vorab zu ermöglichen, an der Entstehung der Geschichte teilzuhaben ([www.zdfmsn.de/kultur/aspekte/action/novel3/index.asp](http://www.zdfmsn.de/kultur/aspekte/action/novel3/index.asp)). Aber wiederum ging es Politycki nicht darum, den Anschluß an das neueste Medium zu finden, um die neueste Literatur zu schreiben. Der Text sollte keineswegs im Netz publiziert werden. Statt dessen galt das Internet nur als Durchgangsstation für das gedruckte Werk! Auch in dieser Hinsicht hat er sich also ans Programm der 78er gehalten: Das Internet wird nicht als spektakuläres Übertrumpfungsmittel eingesetzt, mit dem sich Politycki als Autor aus seinem Jahrhundert herauskatapultieren will, sondern als ergänzendes, experimentelles Medium, das sich *neben vielen anderen* Medien zur Literaturproduktion einsetzen läßt.

93 Matthias Politycki: Kalbfleisch mit Reis! Die literarische Ästhetik der 78er-Generation. In: Ders.: Die Farbe der Vokale. Von der Literatur, den 78ern und dem Gequake satter Frösche, München 1998, S. 23 bis 44.

Diese Generation, so hatte es Rainer Mohr – der eigentliche Erfinder des Labels *78er* – vorausgesagt, würde „im Jahr 2000 [...] die Geschicke der Bundesrepublik entscheidend mitgestalten“.<sup>94</sup> Mit Politycki aber muß man ergänzen: Mit ihrer Vorliebe fürs „Unprogrammatische, Unideologische“, mit ihrem „Abschied von der eigenen Wichtigkeit“ und ihrem „Abscheu vor jeder Art des Pathos“<sup>95</sup> dürften die *78er* weder diese Jahrhundert- und Jahrtausendwende noch diese Form der unspektakulären Machtübernahme als Großereignis wahrgenommen haben. Für sie dürfte es nur ein Ereignis unter vielen anderen gewesen sein. Ein Ende unter vielen Enden und ein Anfang unter vielen Anfängen. Dennoch werden sie den Abend des 31. Dezembers 1999 nicht heimlich, still und leise bei Kalbfleisch und Reis verbracht haben, dem, folgt man Politycki, literarischen Standardgericht der *78er*. Wahrscheinlich haben sie es mit einem dem Anlaß entsprechenden Tropfen heruntergespült und sich das gedacht, was Andreas Neumeister das erzählende Ich in seinem Roman *Gut laut* als typischen Vertreter einer neuen Generation sagen läßt:

bin ich froh, daß mir die erste Jahrhunderthälfte erspart geblieben ist, bin ich froh, daß uns der erste Weltkrieg erspart geblieben ist, bin ich froh, daß uns der zweite Weltkrieg erspart geblieben ist – bisher zwei Weltvernichtungskriege, bisher zwei Megakriege allein in diesem Jahrhundert, Zeit wirds, daß dieses schlimmste Katastrophenjahrhundert aller Katastrophenjahrhunderte endlich zu Ende geht – the terrific beauty of the 20th century, the terrific ugliness of the 20th century, the terrific ambiguity of the 20th century – [...] Zeit wirds, dachte ich in Berlin und denke ich heute wieder, daß damit endlich Schluß ist.<sup>96</sup>

Anschrift des Verfassers: Stephan Porombka, Holsteinische Str. 44, D-10717 Berlin

94 Rainer Mohr (wie Anm. 46), S. 36.

95 Matthias Politycki (wie Anm. 93), S. 43.

96 Andreas Neumeister: *Gut laut*, Frankfurt a.M. 1998, S. 166.